

“form follows function“? – Erfahrungen zum ersten Semester digitaler Lehre in der Germanistik

Katharina Klanke (Universität Potsdam)

Schlagworte: Studierendensicht – studieren mit Kind – Fernlehre – digitale Lehre für alle

Nachdem unter großem Zeitdruck ein Semester mit digitaler Lehre aus dem Boden gestampft werden musste, möchte ich aus Studierendensicht einen Blick zurück auf die vergangenen Monate März bis Juli 2020 werfen. Dabei ist es mir wichtig, zum einen konkrete Methoden und Instrumente zu beleuchten und – im Rahmen der von mir besuchten Seminare (sowie im Austausch mit anderen Studierenden) – zum anderen ein allgemeineres Resümee zu ziehen, wie digitale Lehre für (hoffentlich) alle gelingen kann. Die Herausforderungen des *balancing*, *time-keeping* und des *student workload*, auf die Thorsten Ries in seinem Beitrag hingewiesen hat, kann ich auch für mein vergangenes Semester bestätigen – und das, obwohl die Umstellung immerhin nicht mitten im, sondern zwischen zwei Semestern erfolgen konnte.

Ich selbst studiere im Master Germanistik an der Universität Potsdam, lebe jedoch primär in Kassel und habe eine 2,5-jährige Tochter, mein Mann arbeitet Vollzeit regulär im Büro – hier vereinen sich schon viele Faktoren, die die Waagschalen auf beiden Seiten, Pro und Kontra Fernlehre, füllen können: Das Pendeln (bzw. Wegfall desselben) von Kassel nach Potsdam, Arbeiten und Studieren im Homeoffice mit Kleinkind während Corona, Aufteilen von Haushalt, Care- und Erwerbsarbeit mit einem Vollzeit erwerbstätigen Partner. Fühlte ich mich zunächst recht allein mit dieser Konstellation, so merkte ich im Laufe der ersten Wochen doch schnell, dass mehr Studierende, als ich zunächst selbst gedacht hätte – in einigen Seminaren 30–40% der Teilnehmenden – ebenfalls Eltern waren. Dies ist ein wichtiger Faktor, den man definitiv künftig mit einbeziehen sollte. Ich habe im Sommersemester 2020 einige Seminare besucht, nahezu alle von ihnen wurden unterschiedlich geführt: Komplette asynchron, überwiegend bis vollständig synchron, sehr durch die Studierenden mitgestaltet oder stark von Abgaben eingegrenzt, mit regen Gruppendiskussionen oder versäumten Chats (auf beiden Seiten). Was für die Lehrenden eine große Herausforderung mit nur wenig Vorbereitungszeit war, war auch für Studierende (mit de facto null Vorbereitungszeit, weitgehend oder vollständig ohne Kinderbetreuung und mit Sorgen um oder konkreter Erfahrung von Jobverlusten) nicht immer leicht. Ich habe mich daher bewusst dazu entschieden, in meinem Beitrag

(auch) aus persönlicher Perspektive zu berichten, um die Studienergebnisse und theoretischen Ausführungen, die im Rahmen der Tagung präsentiert wurden, zu ergänzen.

Der Umgang mit diesem digitalen Semester war von Anfang an sehr unterschiedlich. Die Universität Potsdam hat alles versucht, Studierende zeitnah zu informieren und auch die meisten Dozent*innen haben glücklicherweise mitziehen können und in den Seminar-Beschreibungen schon vorab sehr konkret ausgeführt, was für Studierende an Formaten und Leistungserbringungen zu erwarten war. Mit der Zeit haben sich bestimmte Formate herauskristallisiert, die zielführender waren als andere. Besonders eine Mischung aus asynchronen und synchronen Formaten erwies sich als sehr fruchtbringend und diskussionsfördernd, zudem gab es so vor allem für Studierende mit Kind(ern) bessere Möglichkeiten, Familie und Studium halbwegs in Einklang zu bringen. Moodle wurde als Plattform zum Austausch rege genutzt und auch Dozierende, die sich bis dahin noch nicht gut damit auskannten, haben sich wirklich tief in die Materie eingearbeitet und es so ermöglicht, uns Studierenden wichtige Informationen und (persönlichen sowie fachlichen) Austausch zur Verfügung zu stellen. Auch wenn keine persönlichen Treffen möglich waren, gab es durchaus Dozent*innen denen es gelungen ist, über das ganze Semester hindurch den Kontakt zu halten und die wirklich alles (vor allem Zeit und sicherlich auch Nerven und Geduld) gegeben haben, um die Teilhabe an digitaler Lehre zu ermöglichen und keine Studierenden zu verlieren. Dieser Kontakt entstand und bestand oft primär über Moodle und erst nachrangig via Mail, Telefon oder ZOOM – Wechsel dorthin ergaben sich beispielsweise nach Forendiskussionen oder Webinaren. Webinare boten insgesamt eine gute Möglichkeit, sich zumindest ab und zu mal ‘live‘ sehen zu können – zum Beispiel konnte ich zwei Seminare besuchen, bei denen in einer Kleingruppe Präsentationen erarbeitet wurden. Die Dozentin nahm sich die Zeit, eine Woche vor der Präsentation mit jeder Kleingruppe ein Treffen abzuhalten, bei dem Fragen geklärt wurden und wo es die Möglichkeit gab, Texte schon einmal gemeinsam zu diskutieren. Diese Exklusivzeit war sehr produktiv und wurde, soweit ich das überblicken konnte, von allen Studierenden gut genutzt und angenommen.

Absolut kontraproduktiv waren hingegen besonders viele (auch kleine) Abgaben, viel Druck, viel Kontrolle, wie sie in einigen Veranstaltungen stattfanden. Der Workload war definitiv höher als in einem Präsenzsemester, das konnte auch eine gute Betreuung durch die Lehrkraft nicht abfedern. Dies lag sicherlich auch daran, dass beispielsweise ein Forenbeitrag sorgfältiger formuliert und durchdacht sein wollte als eine Wortmeldung im Seminar. Niemand, so mein Eindruck, wollte sich die Blöße geben und nur halb überlegte Gedanken stichpunktartig notieren. Da wurden noch Querverweise auf Artikel und Bücher mit eingebunden und sich gegenseitig ergänzt. Durch die (überwiegende) Arbeit von zu Hause aus gab es zudem sehr kreative Aufgaben und entsprechenden

Output. Schwierig waren wöchentlich geforderte Abgaben, die zudem noch bewertet und kontrolliert wurden, ebenso rein asynchrone Lehrformate, bei denen man meist eher das Gefühl hatte, sich einem Thema ganz allein nähern zu müssen. Da half auch das sicher nett gemeinte Angebot, Fragen per E-Mail stellen zu können, nicht wirklich. Gruppen mit mehr als vier Teilnehmenden waren sehr schwer zu organisieren, vor allem, da nun einmal so viele verschiedene Online-Formate vertreten waren, die es für den persönlichen Stundenplan übereinzubringen galt. Ich selbst habe aus diesem Grund zwei Seminare abwählen müssen, weil das Arbeitspensum für mich, zumal mit Kind, kaum bewältigbar war und zu wenig Flexibilität bot. Positiv war das – auch schon angesprochene – oft relativ große Mitspracherecht bei der Gestaltung von Seminaren. Da konnten auch zeitnah noch Termine oder Abgaben angepasst werden und insgesamt habe ich bei den meisten Dozent*innen ein sehr hohes Entgegenkommen erlebt.

Insgesamt gab es einige Dinge, die sich als nützlich erwiesen haben, um gut durch das digitale Semester zu kommen: Wichtig waren konkrete und verlässliche Absprachen – zu Gruppenarbeiten ebenso, wie zu Abgaben und Vorbereitungen. Dies sorgte für eine höhere Transparenz, als ich es sonst bisher in der Präsenzlehre erlebt habe. Ziele wurden von Beginn an deutlich gemacht und ihr Erreichen wurde nachgehalten. Verbindlichkeit von beiden Seiten war nötig, ebenso wie Geduld und gegenseitiges Verständnis. Spannend war die Beobachtung, was zu Beginn vielleicht noch von Dozierenden geplant war, welche Entscheidungen für oder gegen bestimmte Formate getroffen wurden und was am Ende doch anders kam als ursprünglich gedacht. Zum Teil wurde der Lesestoff deutlich reduziert, in einem anderen Seminar wurden Gruppenarbeiten zugunsten von Plenumsdiskussionen via ZOOM aufgegeben. Gerade zu Beginn war ein intensiver Kontakt, gern von Dozent*innen initiiert, sehr hilfreich, um nicht den Überblick zu verlieren. Auch die Universität hat immer wieder Mails mit Updates geschickt – beispielsweise für die Nutzung der Bibliothek und ähnlicher Services –, was durchaus wichtig war. Eine Dozentin bot von sich aus eine Zwischenevaluation an, die tatsächlich sehr konkret helfen konnte, noch bestehende Unklarheiten auszuräumen und eine erste Bilanz nach etwa der Hälfte des Semesters zu ziehen, welche Formate sich bis dahin etabliert und als erfolgreich erwiesen hatten. Schon herausfordernder war es mitunter, bei all den verschiedenen Voraussetzungen den Überblick zu behalten. Mir und anderen Mitstudierenden hätte es geholfen, wenn es in gleichen Formaten auch ähnliche Voraussetzungen und Angaben bezüglich der Beteiligung gegeben hätte, beispielsweise in Seminaren. Dahingehend würde ich mir für das kommende Semester – oder für die kommenden Semester – noch mehr Absprachen untereinander wünschen, um den Workload künftig vorab besser einschätzen zu können. Ich denke, dass der Workload insgesamt nicht so weit heruntergefahren werden kann, wie dies in einem Präsenzsemester der Fall wäre, eine Einschätzung vorab kann hier jedoch bei der Auswahl von Seminaren, Vorlesungen etc. helfen. Eine Priorisierung und möglicherweise Abwahl von Veranstaltungen hätte

wohl auf den ersten Blick Abhilfe schaffen können – jedoch nicht, wenn man in Regelstudienzeit studieren möchte oder muss, oder wenn es beispielsweise (auch durch Kulanz an den Universitäten) aus privaten Gründen nicht möglich ist, das Studium und den Abschluss weiter hinauszuzögern.

Die Erfahrung mit digitaler Lehre war durchwachsen, wenn auch für mich am Ende glücklicherweise insgesamt eher die positiven Anteile überwogen und viele Studierende (mich eingeschlossen) froh waren, dass es überhaupt weitergehen konnte. Dass sich manche neuen Arbeitsweisen erst einspielen mussten, versteht sich von selbst. Die Dozent*innen, die auch zuvor schon sehr engagiert waren, schienen sich durchgehend sehr gut vorbereitet zu haben und versuchten, so flexibel wie möglich in diesem ‘digitalen Semester‘ zu reagieren.

Wichtig ist einmal mehr: Kommunikation. Wenn Unsicherheit darüber herrscht, was Studierende sich in einem konkreten Seminar/einer Vorlesung/... wünschen, hilft: Nachfragen. Allerdings nur, wenn man auch die Zeit und die Möglichkeit hat, dann auf diese Wünsche zu reagieren und sich (produktiv) damit auseinanderzusetzen.